

Vom entschwundenen Glück des Holzens

Autor(en): **Meyer, Walter F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **35 (1970)**

Heft 4

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859459>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

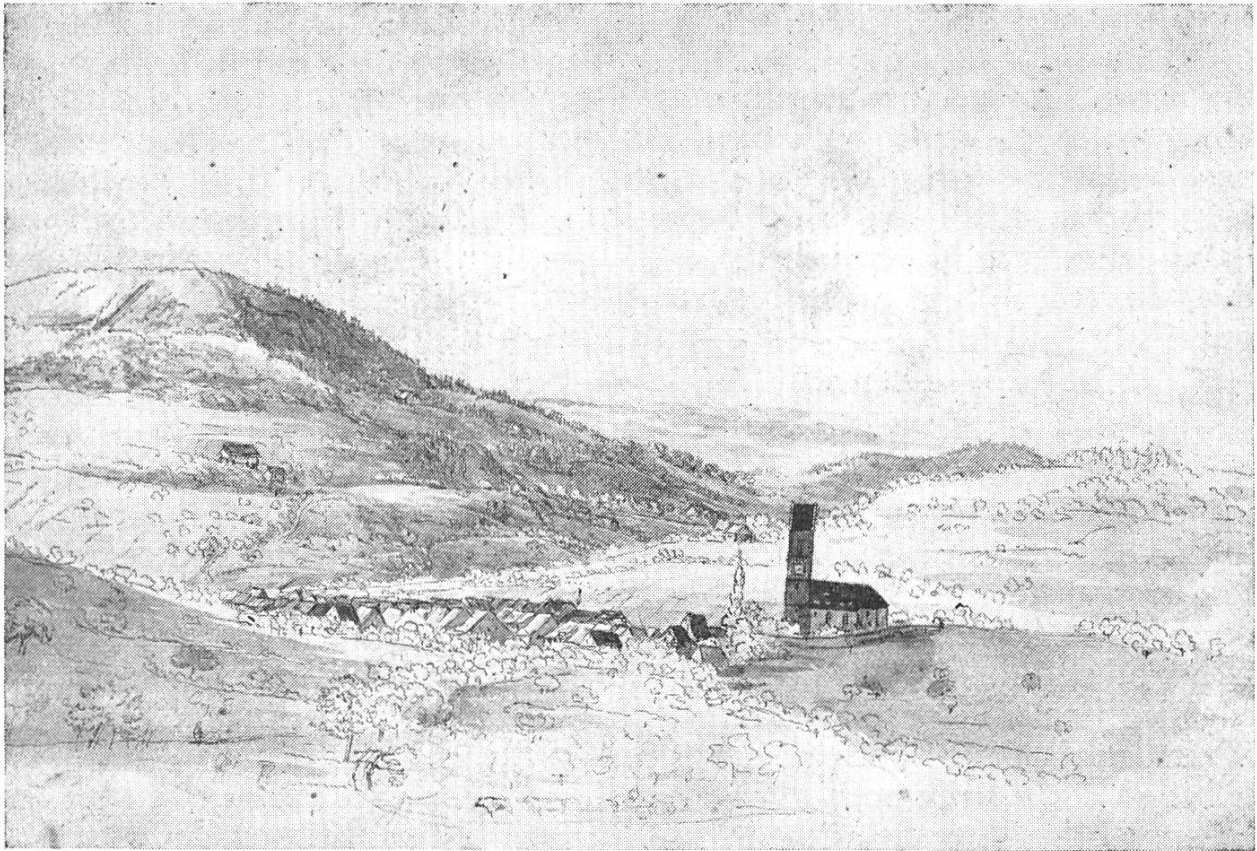


Bild 2. *Gelterkinden um 1820*. Blick von Süden, vom Chöpfli, auf Kirche und Dorf. Aquarell eines Anonymus, 29,5 mal 21,5 cm, im Kantonsmuseum Liestal. Im Hintergrund links der Chienberg mit dem gleichnamigen Hof (seit 1796, heute Sunnenhof). Weitere Einzelhöfe gegen Rickenbach: Dottmesen (seit 1808) inneri (seit 1792) und usseri Röten (seit 1815), unteri Allersegg (seit 1808). Rechts Bergzug des Staufens.

Vom verschwundenen Glück des Holzens

Von Walter F. Meyer

Natürlich will ich nicht sagen, die Jugend habe heute keine Erlebnisse, die für später in die Erinnerung eingehen. Zweifellos wird auch sie sich an vieles erinnern, was ihre Jugendzeit interessant, ja aufregend machte. Und doch wage ich zu behaupten, in der technisierten, etwas nüchtern gewordenen Zeit handle es sich in der Hauptsache um Erlebnisse und Eindrücke, die gerade unter die Haut dringen, aber nicht tiefer. Um Erinnerungen also, die zu wenig tief sitzen und die deshalb durch Einflüsse des späteren Lebens leicht ausgelöscht werden können. Dabei wäre es doch in mancher späteren Situation

so gut, als vorübergehende Stütze eine beglückende Kindheitserinnerung griffbereit zu haben!

Zu den schönsten Jugenderinnerungen gehört für mich das Holzen. Dank (oder wegen?) den Oelheizungen ist diese von Laien als mühselig bezeichnete Amateur-Förstertätigkeit weitgehend aus der Mode gekommen: Das Heizen einer Wohnung bringt heute keine Probleme, denn der Mensch hat dabei so gut wie nichts mehr zu tun — ja nicht einmal mehr den Schalter muss er drehen, denn das besorgt zuverlässig der Thermostat. Praktisch, nicht wahr?

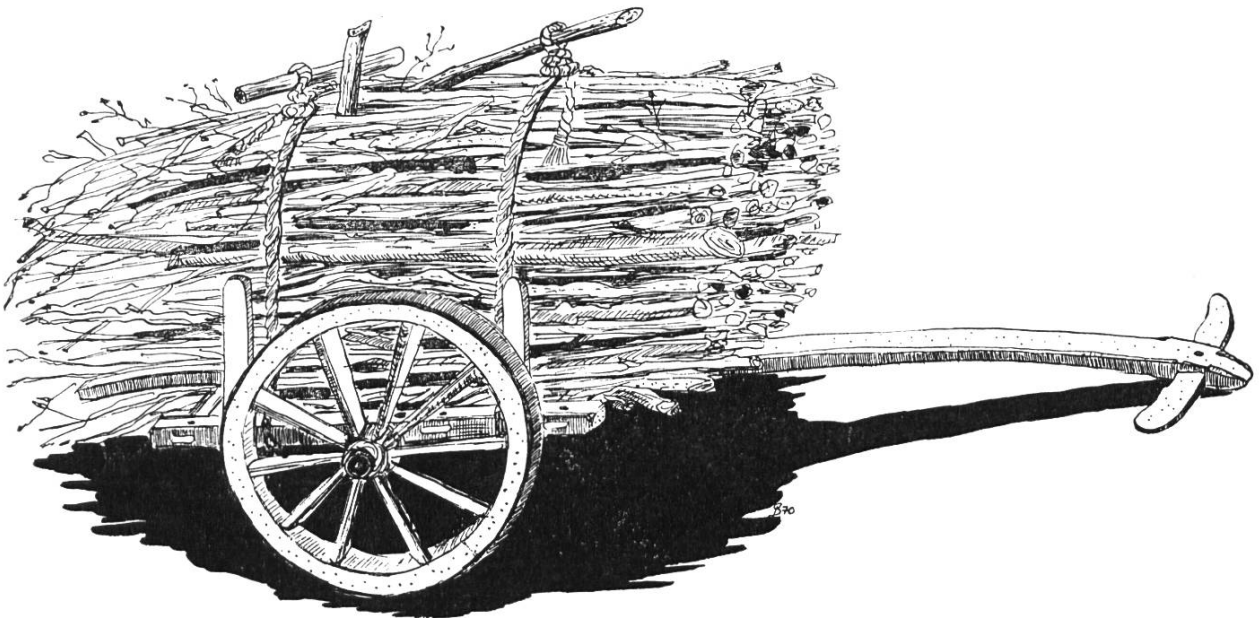
Glauben Sie mir, auch ich schätze den Komfort des modernen Heizens, möchte aber das früher gepflegte, eigenhändige Herbeischaffen von Brennmaterial nicht missen, denn das Holzen war ein wunderschöner Bestandteil meiner farbigen Jugendzeit. Nie mehr später haben auf mich Wälder so aufregend und intensiv gewirkt wie damals, als ich mit dem Vater und dem Holzerkarren auszog, um die «Brosamen» zu sammeln, die von des reichen Waldes Bäumen fielen. Und nie mehr nachher haben mir ein Apfel und ein einfaches Stück Brot so geschmeckt wie damals an einem nebligen Novembertag angesichts einer respektablen Bürde gesammelten Brennholzes.

Weil damals der Wohlstand noch nicht so gediehen war, versorgten sich selbst «Mehressere» noch mit vielem selber. Deshalb wurde der Brauch des Holzens beispielsweise während des Zweiten Weltkrieges von der Bevölkerung so intensiv gepflegt, dass Gemeinden und Förster regelrechte Holzordnungen aufstellen mussten. Sie bestimmten etwa, dass man nur an gewissen Tagen Holz sammeln durfte. Heute wäre den Bürgergemeinden wohl jeder Tag recht, denn in unseren Wäldern verfault massenhaft Brennholz. Motto: «Merci für Holz — mir hai Oel!»

Item, vor dreissig Jahren zog man mit dem zweirädrigen Holzerkarren, mit Ketten, Haken und Axt in den gastlichen Wald und kam schon vor der eigentlichen Arbeit ganz schön ins Schwitzen: Die schweren Karren wurden eben weder von Pferden noch von Traktoren gezogen, sondern vom Menschen, dem früher Holz mindestens dreimal Wärme spendete: Das erste Mal beim Sammeln, das zweite Mal beim Zerkleinern und Versorgen im Estrich und das dritte Mal im prasselnden Ofen.

Damit wir Kinder auch die Woche über «ins Holz gehen» konnten, bestellte der Vater bei der Firma Frech in Sissach einen Mini-Holzerkarren, der für Buben nicht zu schwer war. Ich erinnere mich gut, wie ich mit unbeschreiblichem Stolz den Karren in Sissach an meinem Fahrrad befestigte und über Diegten, den «Ebnet» und Hölstein nach Hause transportierte. Dank diesem «bäumigen» neuen Karren war ich im Kollegenkreise natürlich wochenlang der Holzstar: Jeder meiner Kameraden kannte keine grössere Wonne, als am neuen Karren mitschieben zu helfen!

Wenn wir Buben die Woche über ohne «Oberkommando» beim Holzsuchen im Wald manches kühne Abenteuer bestanden, bildeten doch die Samstage die Höhepunkte. Dann zog man nämlich in Grossformation, das heisst mit dem Vater und dem «richtigen» Holzerkarren los. «Männer unter sich», möchte ich das kribbelnde Erlebnis bezeichnen, denn beim Holzen im tiefen Wald war man nicht mehr einfach der kleine Bub, sondern ein ernstgenommener Helfer des Vaters. Man fühlte sich plötzlich absolut erwachsen, vor allem weil man sich einen herzhaften Fluch leisten durfte, wenn einem «d Abschlage» auf den Fuss fiel oder wenn in einem Hohlweg das Fuder umzukippen drohte. Im herbstlichen oder sogar im winterlichen Wald tole-



Beladenes Holzerkärlein mit zwei Arten von Raiteln. Nach einer Federzeichnung von Peter Suter.

rierte der Vater ein kräftiges Schimpfwort unter Männern — und das gab uns mächtig Selbstvertrauen! Und noch etwas anderes half mit — aber sagen Sie es bitte nicht weiter: Geholt wurde auch im Spätherbst, wenn es je-weilen im kahlen Wald schon recht frostig zuing. Gegen das Erkälten nahm der Vater immer «e Wäntele Brennts» mit. Schnaps solle man nicht trinken, pflegte er zu sagen, man müsse ihn als Medizin behandeln. Wenn er deshalb im frostklirrenden Dezemberwald «d Wäntele» ansetzte — in seinem Schnurrbart glitzerte der Rauhreif — und einen zünftigen Schluck nahm, hätte ich in ihm mit dem besten Willen nicht einen Schnapstrinker sehen können! Item, unmittelbar nachher kam dann der grosse Augenblick, auf den ich jedesmal mit klopfendem Herzen wartete: Gemächlich zerteilte der

Vater mit dem Militärmesser einen Apfel in acht Schnitze, und nachdem er mir zwei davon herübergereicht hatte — wir sassen beim Znüni im Holz immer auf dem Karren — drückte er mir «d Wäntele» in die Hand und sagte augenzwinkernd: «Da, nimm auch einen Schluck, ist gut gegen die Influenza. Aber sag's ja der Mutter nicht!» Und ich sagte es der Mutter nie, denn wie hätte ich das aufregende Geheimnis, das mich mit dem Vater, einem sonst eher wortkargen Mann, verband, verraten können? Das wäre an unserem «Freundschaftspakt» oder gar Geheimbund nun wirklich schnödesten Verrat gewesen! Ich stemmte deshalb mannhaft «d Wäntele» und litt, ohne zu klagen: Das Zeug aus dem Fläschchen brannte wie Feuer und trieb mir jedesmal die Tränen hervor, die jedoch mein Vater in fairer Weise übersah. Betönt lässig gab ich ihm dann «d Wäntele» zurück...

Dieser «Alkoholmissbrauch» hat mich nicht zum Trinker gemacht, ganz im Gegenteil! Dafür ist das Vertrauen in meinen Vater dadurch enorm gewachsen. Es dünkt mich heute noch grossartig, wie damals zwei Menschen ein solch grosses Geheimnis wahren konnten — «Schnapsidee» hin oder her!

Dass man beim Holzen aber auch die Geheimnisse des Waldes und seiner Bewohner «aus erster Hand» kennenlernte, ist eine weitere positive Nebenerscheinung der damaligen Holzertätigkeit. Wir Buben belauschten damals oft stundenlang Tiere, und erst am Abend, als der Holzerkarren immer noch leer auf dem tiefeingeschnittenen Waldweg stand, fiel uns ein, dass wir eigentlich zum Holzen in den Wald gegangen waren. Zugegeben, heute werden der Jugend die Geheimnisse des Waldes vom Fernsehen vorgeflimmert, so dass diese nicht einmal mehr den bequemen Sessel zu verlassen braucht. Indessen halte ich das kribbelnde Selberentdecken von Geheimnissen immer noch für viel bekömmlicher als fade Konservenkost. Uebrigens war das Holzen zudem für uns Buben, die Arbeit gut mit Indianerspielen zu verbinden wussten, gesunde, appetitfördernde körperliche Betätigung. Heute spielt sich die körperliche Betätigung der Jugend zum grössten Teil in komfortablen, gut geheizten Turnhallen ab...

Zurück zum Brennmaterial: Nachdem wir Buben oft schon vorbereitend Holz zu Haufen geschichtet hatten, lud man die noch hinzukommende schwerere Fracht auf den Karren und sicherte das ansehnliche Fuder mit Ketten und «Hälsig». Dann begann der oft recht abenteuerliche Heimtransport über Stock und Stein, bei dem wir Buben mit Stricken Bremser oder mit den Armen «Schieber» spielen mussten. Der Vater legte sich zwischen den Holmen tüchtig in die Riemen, so dass da wie dort mancher Schweisstropfen floss.

Ich kenne manche Familie, die früher auf diese Weise den ganzen Bedarf an Brennholz selber deckte, die also weder Spältholz noch Wellen noch Kohlen kaufen musste. Bei uns wurde die Holzerei nicht gar so weit getrieben, aber selbstgesammeltes Holz «zum Afüüre» war immer auf dem Estrich.

Denke ich so an das einstige Holzen zurück, steigt mir auch der Duft von Erbsuppe wieder verlockend in die Nase: Wenn wir ins Holz gegangen waren, stellte die Mutter immer am Samstagabend eine ganz wunderbare Erbsuppe mit Gnagi auf. Nach einem Arbeitsnachmittag im kalten Wald mit der gesunden Luft schmeckte diese Suppe uns heiss hungrig gewordenen Holzern geradezu königlich! Keine spätere Erbsuppe war für mich eine solch unbeschreibliche Wonne wie jene, die ich nach treu erfüllter Holzerpflicht in der warmen Stube beinahe ehrfürchtig löffelte. —

Heute würde man als Spinner oder als Armengenössiger bezeichnet, zöge man mit dem Holzerkarren in den Wald — und man hat doch auf seinen guten Ruf zu achten, nicht wahr? Schliesslich leben wir nicht im Zeitalter des Einsammelns, sondern des Wegwerfens, verstanden! Deshalb lassen wir auch wertvolles Brennholz brachliegen. Oft habe ich dabei das Gefühl, wir liessen nicht bloss Holz brachliegen, sondern auch mindestens ebenso wertvolle Eindrücke, die unser Leben reich und glücklich machen können. Und deshalb frage ich mich immer wieder, ob ein Leben im Wohlstand tatsächlich auch immer einen reichen Inhalt habe . . .

Anmerkung

W. F. Meyers Elegie auf den nahezu verschwundenen dörflichen Brauch des Holz sammelns hat auch beim Redaktor eine Saite aus der Jugendzeit zum Erklingen gebracht. Es waren die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, da ich mit Kameraden «z Holz» ging, und zwar im gleichen Dorfe wie später der Autor. Wir waren damals noch nicht glückliche Besitzer von Holzerkärlein. Nur mit einem «Hälsig» bewaffnet, suchten wir die benachbarten Wälder (Edlisberg, Meiersberg und Villaberg bei Oberdorf) nach Leseholz ab. War eine genügend grosse Menge von dünnen Knebeln und Aesten bereit, ging es ans «Burdnen». Der «Hälsig» wurde auf den Boden gelegt und das Holz sorgfältig der Grösse nach aufgeschichtet und lose gebunden. Darauf kam das «Raiteln». Mit einem kräftigen Holzstück schnürte man das Bündel durch Drehen des «Raitels» zusammen und fixierte endlich den «Raitel» durch einen senkrecht in die Bürde eingesteckten Bengel. Nun hob man die «Burdi» am vorderen Ende auf die Schultern und schleifte sie nach Hause. Dort wurde das Holz zerkleinert und aufgeschichtet. Die Mutter benützte es gerne zum Anfeuern im Kochherd.

Zur Erinnerung an jene schöne Zeiten habe ich vor einiger Zeit meinen Grosskindern aus einem gut erhaltenen Leiterwagen vom Wagner Holzerkärlein anfertigen lassen. Ein solches hätte ich als Bub immer gerne gehabt, aber leider ging der Wunsch nicht in Erfüllung. S.

Ausgestorbene Tiere unserer Heimat

Von Wilhelm Schaub

Nicht den durch Klimawechsel seit der Eiszeit verschwundenen Mammuten und Höhlenbären sei dieser Nachruf gewidmet; er gilt vielmehr den Tieren,